

In der Schweiz wird für die Ewigkeit gebaut, entsprechend haben Provisorien einen zweifelhaften Ruf. Doch bei näherer Betrachtung zeigt sich: Temporäre Architektur hat nicht nur viele Vorteile, sondern kann den Weg in die Zukunft weisen.

CHARME DES UNFERTIGEN

Text **RICARDO TARLI**

Bild **MARTIN ZELLER (BAUBÜRO IN SITU)**

Das allgemeine Selbstverständnis vom richtigen Bebauen des Landes beruht auf der Vorstellung einer qualitativ soliden Baute, die Sturm und Drang überdauern soll.» So formuliert es der auf Baurecht spezialisierte Rechtsanwalt Daniel Thaler in einem Essay über das Zürcher Globus-Provisorium, der «Mutter aller Schweizer Bauprovisorien».

Nach dieser Beschreibung dürfte es in der Schweiz gar keine Provisorien geben. Denn die bestechen weder durch ihre Beschaffenheit noch durch Komfort und erst recht nicht durch ihr Erscheinungsbild. Vielmehr sind es schmucklose Zweckbauten, die abschätzig «Übergangslösungen» genannt werden und oft so schnell verschwinden wie ein Iglu in der Wüste. In einem Provisorium fühlt es sich an wie in einem vollen Wartezimmer: Alle warten nur darauf, so rasch wie möglich wieder rauszukommen.

Dass man trotzdem landauf landab provisorischen Bauten in Form von Containern begegnet – als Unterkunft für Asylsuchende oder Bauarbeiter, als Schulzimmer, als Verkaufsflächen für Detailhändler, als Büro – liegt daran, dass die «quick and dirty»-Methode unschlagbare Vorteile hat, Provisorien kosten wenig und sind schnell aufgestellt. Doch in den «Übergangslösungen» steckt viel mehr Potenzial, wie Martina Guhl erklärt. Die Zürcherin hat Architektur und Psychologie studiert und führt in Zürich ein Beratungsbüro, in dem sie die beiden Disziplinen vereint. Daneben doziert sie über «urbane Transformationsprozesse» an der Fachhochschule Potsdam und über «Architektur und Psychologie» an der Hochschule Luzern. Ihre These: Zwischenutzungen bieten die Chance zu «sozialer Innovation» und zur Belebung leerstehender Räume einschliesslich der Umgebung. «Provisorien können kreative Prozesse in Unternehmen fördern und so die —





70





— Produktivität verbessern», so Guhl. Ein Provisorium begreift sie als «unfertigen Raum», der es den Personen erlaubt, sich diesen spontan «anzueignen», sprich: sich mit dem Raum rasch vertraut zu machen. «In einem Provisorium können die Mitarbeitenden ihren Arbeitsplatz nach ihren Vorstellungen und Bedürfnissen einrichten und mitgestalten, dies im Gegensatz zum fix möblierten Büroraum.» Für diesen Prozess der Rauman eignung sei eine Portion Improvisationsgeist und Kreativität unabdingbar. «Gleichzeitig verbessert sich dadurch das Wohlbefinden, was sich positiv auf die Arbeitsmotivation und letztlich auch auf die Produktivität auswirkt.»

Es sei aber nicht das Provisorium per se, das für kreatives und produktives Arbeiten Sorge, betont Guhl. «Es ist das Gefühl, in einer Umgebung tätig zu sein, die Innovation zulässt.» Besonders Künstler seien auf unfertige Räume angewiesen, um ihre Kreativität entfalten zu können. Auch Unternehmen würden von ihnen profitieren: «Ein Provisorium kann verkrustete Organisationsstrukturen aufbrechen und so einen Kulturwandel einleiten.» Dieser Prozess sei vergleichbar mit einer neuen Sitzordnung im Klassenzimmer oder am Familientisch: «Dadurch entsteht eine ganz neue Dynamik. Die Spontaneität wird gefördert, was die Zusammenarbeit im Team oder im ganzen Unternehmen radikal verändern kann.»

Kreative Entfaltung zwischen Autobahn und Bahngleisen

Ein gelungenes Beispiel für provisorische Kreativräume sei das Basislager in Zürich-Altstetten, sagt Architektin Guhl. Das Basislager ist ein kleines Containerdorf für Kreative und befindet sich am Stadtrand, eingeklemmt zwischen Autobahn und Bahngleisen. Auf der fussballplatzgrossen Brache befinden sich fünf unterschiedlich grosse Ateliergebäude, die aus Containermodulen bestehen. In den Provisorien haben ungefähr zweihundert Kreative ihr Atelier bezogen, darunter Kunsthandwerker, Architekten, Fotografen, Grafiker und Musiker.

Die Containersiedlung ist eine Mischung aus Campingplatz, Stadtpark, Werkhof und Abenteuerspielplatz für Erwachsene. Jeder Mieter kann sein Atelier beziehungsweise seinen Container individuell gestalten, indem er die Wände streicht oder tapeziert oder einen Bodenbelag verlegt. Auf diesem Areal verfließen die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Raum, zwischen drinnen und draussen,

zwischen Freizeit und Arbeit. Das gehört zum Konzept. «Das Unfertige und das Undefinierte schaffen die experimentellen Freiräume, damit sich die Mieter kreativ ausleben können», sagt Marc Angst.

Der Zürcher Städteplaner war Mitinitiant des Basislagers, bis vor wenigen Jahren hat er selbst dort gearbeitet. «Das Basislager ist eine Oase in einer Stadt, in der der Bau- und Renditedruck enorm gross sind», sagt Angst. «Menschen mit vielen guten Ideen, aber wenig Geld haben hier die Möglichkeit, etwas Neues auszuprobieren.» Martina Guhl pflichtet ihm bei: «Das Basislager hat eine pionierhafte Vorbildfunktion. Junge Start-ups benötigen keine schicken Büros, sondern freies Brachland, wo günstiger und flexibler Arbeitsraum entstehen kann.» Eine Zwischennutzung wie das Basislager bewilligt zu bekommen sei hingegen alles andere als eine Selbstverständlichkeit gewesen, ergänzt Angst. «In der Schweiz, wo man viel Wert auf Perfektion und Sauberkeit legt, sorgen solche Projekte für Irritationen, aber gerade deshalb auch für Begeisterung.»

Eliteuni in Containern

Nicht nur Künstler und andere kreative Köpfe schätzen Container als Arbeitsstätten. Auch Bildungsinstitutionen sind auf Provisorien angewiesen, wie das Beispiel der Universität St. Gallen zeigt. An der HSG herrscht in allen Bereichen Platznot, weshalb ein Teil der Lehre und Forschung dieser internationalen Kaderschmiede in Containern stattfinden muss, und das seit nunmehr zehn Jahren. Auf dem Campus befinden sich drei unterschiedlich grosse Containerbauten, die für ungefähr 750 bis 800 Personen ausgelegt sind. So konnte in kurzer Zeit und mit geringem finanziellen Aufwand zusätzlicher Raum für die Studierenden und Dozenten geschaffen werden.

Bei herkömmlichen Bauprojekten vergehen üblicherweise mehrere Jahre, bis ein Gebäude bezugsfertig ist. Für Aldo Reibke, Leiter der universitätsinternen Immobilienentwicklung, ist das ein Problem: «Ein massives Gebäude, das ich heute plane, kann bis zu seiner Fertigstellung in rund zehn Jahren den Ansprüchen schon nicht mehr vollumfänglich genügen. Mit Containern bleiben wir örtlich wie auch mit der Raumaufteilung flexibel und können so besser auf neue Trends reagieren.» Angesichts des rasanten technischen und sozialen Fortschritts geht er davon aus, dass die heute geplante räumliche —



— Aufteilung den didaktischen und technischen Anforderungen in zehn oder zwanzig Jahren nicht mehr gerecht wird. «Mit einer flexiblen Architektur kann eine mögliche ‚Fehlplanung‘ aufgefangen werden.»

Doch wie fühlen sich die Studenten und Dozenten in den Containern? Beim Komfort wie zum Beispiel bei der Wärmedämmung oder Beleuchtung sowie beim äusseren und inneren Erscheinungsbild müsse man schon Abstriche machen, räumt Reibke ein. Insgesamt seien die Arbeitsbedingungen jedoch nicht viel schlechter als in den anderen Räumlichkeiten.

Provisorium: Ein Spiegel unserer Gesellschaft

In Anbetracht der grundlegenden Veränderungen in der Gesellschaft und Arbeitswelt stellt sich die Frage, ob die Nachfrage nach provisorischen Arbeitsräumen zunehmen wird, ganz nach dem Motto «Mobile Büros für mobile Menschen». Fest steht: Das urbane Arbeitsleben funktioniert heute schon oft abgekoppelt von einem fixen Arbeitsplatz. «Das Hochglanzbüro mit dem schweren Arbeitspult, auf dem gerahmte Familienfotos stehen, ist ein Auslaufmodell», formuliert es Martina Guhl. Der Arbeitsplatz sei ein Spiegelbild der Gesellschaft, in der Mobilität, Individualität und eine Tendenz zu Unabhängigkeit und Flexibilität immer wichtiger werden.

Entsprechend gross ist das Bedürfnis, unabhängig von Ort und Zeit arbeiten zu können. Stichwort: Homeoffice. «Die Idee des Provisoriums passt deshalb perfekt in unsere Gesellschaft», so Guhl. Sie legt Wert auf den Hinweis, dass die «freie Aneignung von Raum» vor allem ein Bedürfnis von jungen Kreativen sei. Provisorien seien darum nicht für jede Branche geeignet. Zudem dürfe man den Aussenraum nicht ausser Acht lassen: «Provisorien heisst nicht einfach nur, Contai-

ner hinzustellen, sondern ein Quartier zu schaffen. Eine rein funktionale «Kiste» ist noch kein Kreativraum.»

Nicht alle zeigen sich derart begeistert von temporären Bauten. Riklef Rambow betrachtet die von Martina Guhl skizzierte Entwicklung mit Skepsis. Er ist Architekturpsychologe und Professor am Karlsruher Institut für Technologie, wo er den Fachbereich Architekturkommunikation leitet. Zwar billigt auch er Provisorien einen potenziell positiven Effekt auf die Kreativität zu. Gleichzeitig warnt er vor der demotivierenden Wirkung auf die Mitarbeitenden: «Ein Provisorium sendet eine klare Botschaft aus: Ich als Unternehmen möchte mich nicht an dich binden, deshalb kriegst du keinen festen Arbeitsplatz oder kein festes Büro.» Für den Mitarbeiter bedeute dies eine grosse Unsicherheit. «Ein Provisorium kann deshalb als Zeichen der Geringschätzung gegenüber den Angestellten gedeutet werden. Viele Menschen haben jedoch auch heute noch ein grosses Bedürfnis nach Bindung, Sicherheit und Wertschätzung.» Seiner Einschätzung nach werden Bauprovisorien deshalb eine Randerscheinung bleiben.

Die Zukunft findet im Silicon Valley statt

Der 54-jährige Architekturpsychologe verweist auf US-Technologiekonzerne wie Apple, Facebook und Google, die neue, futuristische Unternehmenszentralen (Bilder Seite rechts) bauen beziehungsweise bereits gebaut haben. Auf den ersten Blick ein Widerspruch, denn nichts verändert sich schneller als das Silicon Valley. Doch Google wäre nicht Google, wenn der Internetgigant die Zeichen der Zeit nicht erkannt hätte. Die vor vier Jahren vorgestellten Pläne für das neue riesige Hauptquartier sahen ein flexibles, modulares System für den Innenbau vor. Damit soll der fortlaufende Umbau des Gebäudeinnern ermöglicht werden. —



VOM PROVISORIUM ZUM «PROVIDURIUM»

«Nichts hält länger als ein Provisorium», heisst es. In diesem Scherz steckt eine Menge Wahrheit, werden aus Provisorien doch allzu oft und ohne dass das von Anfang an vorgesehen war Dauereinrichtungen, «Providurien» genannt. Drei Beispiele.

Globus-Provisorium Zürich Die «Mutter aller Schweizer Bau-provisorien» ist das Globus-Provisorium auf dem ehemaligen Papierwerd-Areal beim Zürcher Hauptbahnhof. Das 1961 eröffnete Provisorium wurde als Übergangslösung bis zur Fertigstellung und Eröffnung des auf dem Linth-Escher-Areal geplanten neuen Warenhauses Globus konzipiert. 1967 zog Globus aus dem Provisorium aus, heutiger Mieter ist der Coop. Seit sechzig Jahren wird über die optimale Nachnutzung gestritten, der neuste Vorschlag bringt einen Park ins Spiel. Schweizweit bekannt wurde das Gebäude nach den Globus-Krawallen im Sommer 1968.



Seilbahn in Berlin-Marzahn Seit der Internationalen Gartenausstellung (IGA) 2017 sind der U-Bahnhof Kienberg und der Blumberger Damm im Bezirk Marzahn mit einer provisorischen Seilbahn verbunden. Die 1,5 Kilometer lange Seilbahn auf dem weitläufigen Ausstellungsgelände war von einem Südtiroler Seilbahnunternehmen gebaut worden. Ob und wie lange der Betrieb nach Beendigung der IGA im Oktober 2017 weitergeführt würde, war lange offengeblieben. Nun hat sich die Stadtregierung, der Berliner Senat, für einen dauerhaften Betrieb ausgesprochen. Zu diesem Zweck soll geprüft werden, ob die Seilbahn in das öffentliche Verkehrsnetz eingebunden werden kann.

Kantonsschule Küsnacht Küsnacht an der Zürcher Goldküste ist eine der reichsten Gemeinden der Schweiz. Dennoch haben Generationen von Schülerinnen und Schülern ihre Matura in Holzbaracken gemacht. Nachdem gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts ein neues Schulhaus gebaut worden war, bekam die Schule kein neues Gebäude mehr. Auf die stetig steigenden Schülerzahlen reagierte der Kanton über ein Jahrhundert lang mit Provisorien. 2005 erfolgte endlich der Spatenstich für den Neubau.





— Die unter einem zeltartigen Dach eingebauten vorgefertigten Komponenten, auch Möblierung und Anlagen, sollen sich jederzeit verändern lassen, wie das deutsche Onlineportal *Telepolis* berichtet. «Diese Art von Architektur ist zukunftsweisend», sagt Rambow, «denn sie schafft eine starke und dauerhafte Identität. Zugleich vermeidet sie starre räumliche Zuordnungen im Gebäudeinnern.» Solche Mischformen, die Dauerhaftigkeit und Flexibilität vereinen, bringen einen Wettbewerbsvorteil mit sich: «So werden die Unternehmen auch in Zukunft genügend Spielraum haben, um auf neue Anforderungen reagieren zu können.»

Das Basislager in Altstetten indes sieht einer ungewissen Zukunft entgegen. Denn temporär ist dort nicht nur die Architektur, sondern auch der Standort: Der Mietvertrag mit der Stadt Zürich, die das Grundstück zu günstigen Konditionen vermietet, läuft 2027 aus. Für

die Zeit danach sieht der Richtplan ein Tramdepot vor. Dennoch habe das Basislager am heutigen Standort eine Perspektive, sagt Marc Angst: «Mir ist kein konkretes Bauprojekt bekannt. Eine Verlängerung des Mietvertrages wäre deshalb sehr sinnvoll.» Andernfalls müsste die Suche nach einem neuen Standort rechtzeitig an die Hand genommen werden. ☒

Bildquellen: S. 69–70 Martin Zeller (Baubüro in Situ), S. 71 zVg, S. 72 Hannes Thalmann (HSG), S. 73 Google, S. 75 Martin Zeller (Baubüro in Situ)